

## **„Karriere mit Zukunft“?!**

Das Wissenschaftszeitvertragsgesetz ruiniert Existenzen und schadet den deutschen Hochschulen. Es muss endlich weg.

*Dr. Christian Dries, Institut für Soziologie, Universität Freiburg*

Es ist in diesen Tagen viel von Deutschlands internationaler Verantwortung die Rede. Demgegenüber steht in ironisch anmutendem Kontrast der desolate Zustand einer nur bedingt einsatzbereiten Bundeswehr. Das Kriegsgerät, mit dem der neuen Rolle gegebenenfalls militärisch Nachdruck verliehen werden soll, entpuppt sich zur Blamage ambitionierter Verteidigungspolitiker als Schrott. Schlimmer aber ist es um einen anderen Sanierungsfall der Republik bestellt: die deutsche Hochschule.

Sie geht an der perfiden Logik des sogenannten Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG) aus dem Jahr 2007 – eines der handwerklich schlechtesten, darüber hinaus frauen- und familienfeindlichsten Machwerke in der Geschichte der bundesdeutschen Legislative – Bankrott: Wer es nach insgesamt 12 Jahren Promotions- und Habilitationsphase nicht auf die rettende Professur, sprich eine entfristete Dauerstelle an Universität oder Fachhochschule geschafft hat, landet im beruflichen Aus und muss leider „verschrottet“ werden. Der inzwischen verstorbene Hans-Ulrich Wehler fühlte sich bei dieser Wortwahl eines Ministerialbeamten des Bundesbildungsministeriums seinerzeit an „die menschenfeindliche Sprache des Reichssicherheitshauptamtes“ erinnert.

Nun ist das Hochschulrahmengesetz kein rassistischer „Generalplan Ost“, der im Nazi-Jargon die „Verschrottung“ ganzer Ethnien vorsah. Etwas nüchterner betrachtet, handelt es sich beim „WissZeitVG“ dennoch um nichts weniger als eine politisch motivierte Selbstdemontage des Wissenschaftsstandorts Deutschland, eine gigantische Maßnahme zum strukturellen Abbau wissenschaftlicher Exzellenz. Um im Vergleichsrahmen zu bleiben: Während es der Bundeswehr an tüchtigem Gerät mangelt, das sie nicht selbst herstellt, wird an unseren Hochschulen tüchtiges und in langen Jahren kostspielig eigens ausgebildetes Personal mutwillig aussortiert, ins Exil der Forschungsinstitute oder auf den außerakademischen Arbeitsmarkt getrieben. Das ist so, als gäbe der Generalinspekteur der Bundeswehr den Auftrag, die noch einsatzbereiten Hubschrauber und Jagdflieger ebenfalls fluguntauglich zu machen, oder an Nachbarländer zu verhöckern – und die besten Piloten gleich mit.

Der Ansatz des von Edelgard Bulmahn unter Rot-Grün initiierten, inzwischen mehrfach ergänzten und notdürftig reparierten Hochschulrahmengesetzes, die oft quälend lange und un-

wägbar akademische Qualifikationsphase im Interesse aller Beteiligten planbarer zu gestalten und vor allem abzukürzen, war wie so oft nicht schlecht. Allein, die Realität ist eine andere. Wer sich heute in das Wagnis Wissenschaft begibt, wird – im Gegensatz zur beinahe idyllisch anmutenden Qualifikationsphase der ihn oder sie betreuenden Professoren – vom Start weg mit einer absurden Fülle an Erwartungen und Zusatzanforderungen konfrontiert. Nicht nur soll man sich mit einem auf drei Jahre befristeten Promotionsstipendium oder in derselben Zeit als Mitglied eines Graduiertenkollegs möglichst früh schon in der Lehre engagieren. Auch regelmäßige Kolloquien, Workshops, Vorträge, Konferenzteilnahmen und eine eigene Publikationsliste stehen auf der Agenda des Nachwuchses, idealerweise ergänzt um eine Tagungsorganisation, Drittmittelakquise inklusive, und das alles am besten transdisziplinär und international. Nicht zu vergessen die eigene mediale Selbstvermarktung qua Internetpräsenz und freier Redakteursarbeit. Moderne Wissenschaft „kommuniziert“ schließlich ihre Ergebnisse auch außerhalb des klischeebewehrten Elfenbeinturms. Zeitraubende „Workshops“ für gute Lehre (in denen man dann Kennenlernspiele probt, die Studierenden die Schamesröte ins Gesicht trieben, würde man sie in Seminaren tatsächlich einsetzen), machen das Überforderungskarussell komplett.

Die *unhappy happy few*, die in diesem überhitzten akademischen Rennen eine mehr als drei Jahre dauernde Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiter ergattert haben, sind zudem meist noch für den täglichen Kampf mit den bürokratischen Monstren der Bachelor- und Masterstudiengänge verantwortlich. Ohne ihre Kärnerarbeit in der akademischen Selbstverwaltung liefe im Alltagsbetrieb der meisten Institute und Seminare gar nichts – so wie bei ihren eigenen Qualifikationsarbeiten, die im Multitasking des gegenwärtigen akademischen Kapitalismus untergehen.

Die vielleicht dramatischste Folge dieser politisch motivierten Fehlsteuerung der „Bildungsrepublik“ Deutschland, die ja nicht nur außenpolitisch, sondern auch wissenschaftlich so gerne spitze wäre, ist kaum in Zahlen zu fassen. Dass immer mehr kluge Köpfe die Hochschule in Richtung Ausland oder attraktivere Berufsfelder verlassen, ist nur die eine Seite der Misere. Weil zugleich die Zeit, die den Jungen für gediegene wissenschaftliche Forschung bleibt, immer knapper wird, verringert sich (vor allem in den notorisch leseintensiven und mußebedürftigen Geisteswissenschaften) beinahe zwangsläufig auch die Qualität der abgelieferten Forschungsarbeiten. Den Effekt dieser Beschleunigungsdynamik spürt man schon jetzt: Massen von Aufsätzen und Doktorarbeiten mit höchsten Ansprüchen aber dürftigen Ergebnissen. Man könnte ein Gesetz daraus ableiten. Der tendenzielle Fall der akademischen Profitrate hat viele Facetten. Über eine Empirie, die kaum von Belang ist, wird mangels gründlicher Reflexion

ein dünnes, aber möglichst exotisches Theoriesößchen gegossen. Statt eigener, mutiger Entwürfe, die auch scheitern können, bleibt man bei der gängigen Mode oder erfindet gleich das Rad neu: Körper, Raum, Zeit, Emotionen... – alles wird rhetorisch pompös zum zweiten Mal entdeckt, der *demier cri* zum neuesten Paradigma oder wenigsten *turn* gepöppelt. Aus einer Nullinformation lassen sich im Stakkato zehn „Salami-Publikationen“ herauschneiden, und jedes einmal im Studium belegte Seminar wird auf der eigenen Webseite prompt zum „Forschungsschwerpunkt“ aufgeblasen.

Wen wundert's! Wer keine Zeit mehr hat, seiner wissenschaftlichen Intuition zu folgen, unausgegorene Gedanken reifen zu lassen und in einem (sei es noch so begrenzten) Feld substantielle Expertise zu erlangen, wird beinahe notwendig zum Blender. Weil ständig anderes dringlicher ist als das Wesentliche – die Erlangung neuer, fruchtbarer und inspirierender Erkenntnisse –, am Ende der befristeten Existenz aber das vertraglich fixierte berufliche Aus an der Universität steht, verfahren selbst die Besten der Besten nach der Devise „Augen zu und durch“. Das funktioniert, indem man egoistisch nur das macht, was der eigenen Karriere bzw. ihrer möglichst raschen Überführung in den sicheren Hafen der Festanstellung dienlich ist. Hinten runter fallen dann z.B. die intensive Betreuung von Studierenden, ausgefeilte Seminare (das „Zuchtbecken“ für den neuen Nachwuchs...) oder auch die eigenen Kinder.

„Karriere mit Zukunft“, so lautet der aktuelle Werbeslogan der Bundeswehr. De facto scheinen die Aussichten angesichts zahlreicher Materialmängel und sonstiger Engpässe trüber. Die Verantwortlichen aber sind aufgeschreckt. Um die fatale Lage des akademischen Nachwuchses macht man sich hingegen weniger Sorgen. Die Folgen der unterlassenen bildungspolitischen Hilfeleistung für das kaputte Mittelbausystem sind jedoch schon jetzt gravierend. Daran wird auch die Absicht der Bundesbildungsministerin, gegen das grassierende Unwesen von Einjahresverträgen vorzugehen und das Wissenschaftszeitvertragsgesetz zu überarbeiten, wenig ändern. Besser wäre es, gänzlich neue Ideen für attraktive und vor allem planbare Mittelbaukarrieren auch jenseits der Professur zu entwickeln und anstelle der Zukunft junger Forscherinnen und Forscher endlich die „Missgeburt“ (Wehler) des „WissZeitVG“ zu verschrotten. Wenn die Bildungsrepublik Deutschland Wirklichkeit werden will, muss sie ihrem akademischen Spitzenpersonal eine echte „Karriere mit Zukunft“ bieten.